

Rezension

Gehrmann, Susanne. 2021. *Autobiographik in Afrika: Literaturgeschichte und Genrevielfalt*. LuKA - Studien zu Literaturen und Kunst Afrikas 14. Trier: wvt Wissenschaftlicher Verlag Trier, 231 Seiten. ISBN: 3868219250, 9783868219258.

rezensiert von
Kea A. Klatt*

2021 verlegte der Wissenschaftliche Verlag Trier in der Reihe *LuKa: Studien zu Literaturen und Kunst Afrikas* Susanne Gehrmanns Monographie *Autobiographik in Afrika: Literaturgeschichte und Genrevielfalt*. Es handelt sich um eine umfassende Betrachtung autobiographischen Schreibens in Afrika, in deren Zuge eine Unterteilung in mehrere Subgenres unternommen wird. Das Werk stellt eine Zusammenfassung und Ergänzung von Gehrmanns Gesamtwerk als Professorin für Afrikanische Literaturen dar. Diese Rezension betrachtet *Autobiographik in Afrika* eingehend und kritisch, unter anderem unter dem Aspekt des Mehrwerts für andere Forschende und Studierende. Wie die Monographie der chronologischen Entwicklung des autobiographischen Schreibens in Afrika folgt, so vollzieht diese Rezension die einzelnen Kapitel Schritt für Schritt nach. Dabei erweisen sich insbesondere der immense Korpus und Gehrmanns kleinschrittige und detailfreudige Vorgehensweise als Stärke der Schrift, wohingegen gewisse Teilaspekte (wie die nordafrikanische Autobiographik) leider vernachlässigt wurden. In der Gesamtbetrachtung erweist sich *Autobiographik in Afrika* als nützlicher Überblick, detaillierte Feldstudie und facettenreiche Genregesamtschau.

*Kea A. Klatt, Universität Wien. Contact: kea.klatt@gmx.de

Susanne Gehrman ist seit 2011 assoziierte Professorin für Afrikanische Literaturen und Kulturen am Institut für Asien- und Afrikawissenschaften der Humboldt Universität zu Berlin.

Bei *Autobiographik in Afrika* handelt es sich um ihre zweite Monographie, die starke Bezüge zu ihren bisherigen Veröffentlichungen in diversen Fachzeitschriften aufweist. Beispielsweise arbeitete sie die autobiographischen Arbeiten von Ngũgĩ wa Thiong’o und Binyavanga Wainaina komparatistisch auf, betrachtete autobiographisches Schreiben im Kongo, und verfasste mehrere Arbeiten zu intermedialem künstlerischem Schaffen, dem auch ein Abschnitt in *Autobiographik in Afrika* gewidmet ist¹. Insbesondere V.Y. Mudimbe und Ken Bugul sind Schriftsteller*innen, um die sich Gehrmanns bisheriges akademisches Schaffen drehte, und auch der Literatur von und über (Kinder-)Soldaten in Afrika hat Gehrman bereits vor dieser Monographie ihre Aufmerksamkeit gewidmet.

In fünf Kapiteln macht sich Gehrman in *Autobiographik in Afrika* an die Erkundung des autobiographischen Genres in der afrikanischen Literatur. Gehrman beginnt ihr Werk über Autobiographik in Afrika in den Morgenstunden der afrikanischen Geschichte: mit einer Betrachtung der schriftlichen und mündlichen Kulturerzeugnisse im Laufe der Geschichte Afrikas. Auf den Spuren früher Selbst(be-)schreibung im präkolonialen Kontext zeigt sich schon, was sich im Weiteren dann auch durch die ganze Monographie ziehen wird: Gehrmanns breit gestreute Quellenlage, die einerseits sehr umfassend die afrikanischen Gesamtsituation zu überblicken vermag, dabei aber jeder einzelnen Kultur, Nation, und Literatur die angebrachte Sorgfalt zukommen lässt. Dabei orientiert sich Gehrman stets an vorhandenen Konzepten (afrikanischer) Sprach- und Literaturwissenschaftler*innen. Ausgehend von der auf der Forschung der nigerianischen Wissenschaftler Dasylya und Oriaku (2010)² beruhenden These, dass „selbstreferenzielles Sprechen ein konstituierendes Merkmal afrikanischer Oraturen“ sei, stellt Gehrman eine geografisch und historisch groß und breit angelegte Beweisführung auf, die belegt, dass der sonst häufig als verallgemeinernd empfundene Bezug auf ganz Afrika in diesem Falle durchaus angemessen ist: selbstreferenzielles Sprechen findet sich schon seit Jahrhunderten in den verschiedensten Oraturen des Kontinents. So bietet das erste Kapitel einen

¹ Publications - Susanne Gehrman. Online: https://www.iaaw.hu-berlin.de/iaaw_p52/en/region/africa/africa/literature/staff-lit-cul/prof-dr-susanne-gehrman-phil/publications, zuletzt aktualisiert am 19.09.2022, zuletzt geprüft am 19.09.2022.

² Dasylya, Ademola O./ Oriaku, Remy (2010): Trends in the Nigerian Auto/biography. In: History Compass 8 (4), 303–319. DOI: 10.1111/j.1478-0542.2010.00679.x.

Überblick über orales und verschriftlichtes (auch in nicht-lateinischen Schriftsystemen) selbstreferenzielles Erzählen in den Kulturen Afrikas im Laufe der Geschichte – vom Selbstpreis in bantusprachigen Kulturen (17) über die Aufzeichnung spiritueller Lebenswege islamischer Gelehrter im Kalifat Sokoto (23) zur autobiographischen Aufzeichnung des Lebens des ehemaligen Sklaven Olaudah Equiano (26) – Gehrman vermag es, ihre Ausführungen durch schlüssig gewählte Beispiele zu untermauern. Dabei versteht Gehrman Autobiographik an sich als etwas, das auch politisch-identitätsstiftend für den Einzelnen, aber auch seine Gemeinschaft/Herkunftskultur sein kann (27).

Kapitel 2 setzt sich mit afrikanischer Autobiographik in der Kolonialzeit auseinander und ist dementsprechend umfangreich. In vier Unterkapiteln widmet sich Gehrman der Autobiographik als kolonialem Projekt, betrachtet aber auch Anthologien und setzt afrikanische Autobiographik als Begegnung mit Europa in Kontext. Ein Zwischenfazit rundet dieses Kapitel ab. Gehrman erforscht im ersten Unterkapitel die Autobiographien reisender Kolonialakteure als Instrumente kolonialer Machtergreifung, aber auch die (teils stark überarbeiteten) Autobiographien von kolonialen Subjekten, die unter dem Einfluss häufig kirchlicher Akteure ihr (Er-)Leben beschreiben. Unter anderem nennt Gehrman hier die Archive der Bremer Norddeutschen Mission, die in Deutsch-Togo tätig war, beispielhaft als eine Quelle, in der sich viele solcher autobiographischen Schriften finden (33). Auch ein mögliches „rewriting“ der Autobiographie des malawischen Konvertiten Daniel Mtusu durch den Missionar Donald Fraser (33f) verdeutlicht diese Problematik der möglicherweise multiplen Autorschaft und Überarbeitung durch koloniale Organe. Hervorgehoben wird die Bedeutung solcher Autobiographien als historische Quelle sowie die Oktroyierung selbstreferenziellen Schreibens durch koloniale Akteure. Dieses Unterkapitel setzt breites Vorwissen afrikanischer Geschichte voraus, um in seiner Gesamtheit verstanden zu werden – insgesamt handelt es sich bei *Autobiographik in Afrika* keinesfalls um ein einführendes Werk, sondern es verlangt tiefe Kenntnis afrikanischer Literatur und Geschichte.

Von Europäern herausgegebene Anthologien afrikanischer Autobiographien sind Thema des zweiten Unterkapitels zur kolonialen Autobiographie. In diesem Kapitel setzt sich Gehrman mit der eigenen, deutschen Kolonialgeschichte auseinander. Insbesondere hier zeigt sich die Stärke ihrer Arbeit: Gehrman scheut kein Thema, ganz gleich, wie komplex es sein mag. Sie verwendet anekdotische Darstellungen zum Beleg einzelner Thesen – dabei ist jede Anekdote gründlich und aufwändig recherchiert – so geht sie insbesondere bei Diedrich Westermanns Werk *Die Glidy-Ewe in Togo: Züge aus ihrem Gesellschaftsleben* in die Tiefe, erforscht die Herkunft des Werkes, das eigentlich

eine Übersetzung einer Autoethnografie von Boniface Foli ist (42f), und seine Entstehungsgeschichte, an der mehrere Mitarbeiter beteiligt waren. Jede einzelne Behauptung, die sie aufstellt, wird durch klar verständliche und objektive Beispiele belegt.

Im dritten Unterkapitel arbeitet Gehrman Autobiographien auf, die im Zusammenhang afrikanischer Migration nach Europa während der Kolonialzeit entstanden sind – ganz überwiegend handelt es sich hierbei um migrierende Studierende, die ihre kolonialen Erfahrungen (etwa Unterdrückung und Entfremdung, aber auch Identitätskonstruktion) reflektieren. Auch hier geht Gehrman nuanciert vor und bemüht sich um eine möglichst facettenreiche Darstellung dieses Subgenres. Ihr gelingt dabei vor allem die Aufarbeitung der Hybridität von Referenzen und Denksystemen der behandelten Autoren (in diesem Fall ausschließlich männliche) wie beispielsweise Bakary Diallo, dessen Spannungsverhältnis zur französischen Kolonialmacht und Kultur erst bei genauerer Betrachtung zutage tritt (47f). Die Autobiographien von insgesamt sieben Autoren beleuchtet Gehrman auf sechs Seiten, und es gelingt ihr selbst auf diesem knappen Raum, jede in ihren Kontext zu setzen. Es zeigt sich eine Vielzahl an Lebensentwürfen im kolonialen und migrantischen Kontext, deren Vielfältigkeit sie aufzuarbeiten versteht. So entsteht ein breites Bild vom Umgang afrikanischer Gesellschaften und Individuen mit kolonialer Unterdrückung.

Das dritte Kapitel dreht sich um postkoloniale afrikanische Autobiographik – auch dieser Abschnitt unterteilt sich in fünf Subkapitel, die einzelnen Genres gewidmet sind. Hier vertieft sich die anekdotische Arbeitsweise Gehrmanns. Das erste Unterkapitel befasst sich mit der Weiterentwicklung des Themas der Hybridität – als Beispiele sind Cheikh Hamidou Kane, Amadou Hampâté Bâ und Wole Soyinka aufgeführt. Säulen des Vergleichs sind deren Behandlung von Hybridität, ihre Verarbeitung afrikanischer Referenzen, ihr Umgang mit verschiedenen Referenzsystemen, sowie ihre Inkontextsetzung dieser unterschiedlichen Referenzsysteme.

Hier geht die Beispielhaftigkeit der bisherigen Vorgehensweise etwas verloren, diese Kapitel eignen sich mehr zur Parallelenziehung zum eigenen Arbeitsgegenstand, zur Ableitung einer eigenen Arbeitsweise oder zum anekdotischen Verständnis einer ganzen Genregruppe. Selbiges gilt auch für das zweite Unterkapitel, das sich nominell mit der Autobiographik von Frauen im postkolonialen Zusammenhang, tatsächlich jedoch überwiegend mit dem Lebenswerk Ken Buguls befasst. Was auffällig ist, ist der stete Rückgriff auf rezente Fachliteratur – Gehrman bewegt sich stets im *State of the Art* und liefert somit ein Werk, das sich an neuesten Erkenntnissen und Ideen orientiert. Zudem findet auch eine stete Thematisierung von Autorschaft, Glaubwürdigkeit und

Fiktionsanteilen von Autobiographien im Allgemeinen statt – was Denkanstöße zur eigenen Fragestellung liefern kann. Abgesehen davon blickt Gehrman auch immer auf die (belegten und vermuteten) Motive und Motivationen der jeweiligen Kolonialmacht zurück – es bleibt also kein Aspekt des selbstreferenziellen Schreibens postkolonialer Autor*innen unberücksichtigt. Zudem zeigt Gehrman ein großes Bewusstsein verschiedener diskurslinguistischer Konzepte und Ideen – geschuldet ihrem Werdegang, der in den romanischen Sprachwissenschaften seinen Ausgangspunkt hat.

Das Genre der autobiographischen Essays wird anhand der Arbeiten von V.Y. Mudimbe und Manthia Diawara untersucht. In diesem Subkapitel stellt Gehrman die These auf, dass es sich hier um ein hybrides Genre zwischen Theoriebildung und selbstreferenziellem Schreiben handelt, was sie entlang der beispielhaft behandelten Texte belegt.

Politischen Memoiren und Gefängnisliteratur ist ebenfalls ein ganzes Subkapitel gewidmet – auch wenn Gehrman allzeit klar ist, dass sich die einzelnen Subgenres nicht immer klar und sauber voneinander trennen lassen. Beiläufig befasst sich Gehrman in diesem Abschnitt auch kurz mit Buchcovern als Teil des Gesamtwerks – ein weiteres Beispiel ihrer umfassenden Arbeitsweise, die keinen Aspekt von Literatur außen vorlässt. Auch hier eröffnet Gehrman drei weitere Subgenres; so unterscheidet sie politische Memoiren von Gefängnisliteratur und von Zeugnisliteratur in Menschenrechtskontexten, wobei sie insbesondere letztere aufgrund der Perpetuierung negativer Afrikabilder und der komplexen Authentizitätsfrage (durch Koauthorschaft) scharf kritisiert. Hier wird zum ersten Mal im Gesamtwerk eine Lücke deutlich; eine Stelle, an der sich auch autobiographische Romane nordafrikanischer Autoren wie Tahar Ben Jelloun gut eingefügt hätten – Gehrman's Fokus verweilt jedoch auf Subsahara-Afrika. Dies begründet sie teilweise mit ihrer fachlichen Herkunft aus der Romanistik, als auch mit fehlenden Arabischkenntnissen (10f), jedoch im vollen Bewusstsein, damit eine „fragwürdige [...] Teilung des Kontinents [...] zu reproduzieren“ (10). Fraglich ist, ob Arabischkenntnisse im (vielmals auch frankophonen) Nordafrika zwingend notwendig gewesen wären, da, um beim Beispiel zu bleiben, Ben Jelloun, aber auch andere nordafrikanische Autor*innen wie Abdellatif Laabi, auf Französisch schreiben. Bedauerlich ist auch, dass den Zeugnissen der LGBTQ+ Community lediglich ein kurzer Absatz gewidmet wird, obschon sich auch in diesem Subgenre ein Reichtum an literarischen Konzepten und Neukonzipierungen verbirgt. Interessant ist jedoch, dass Gehrman in diesem Kapitel auch die Arbeitstechniken der verschiedenen Autor*innen beleuchtet. So unterscheidet sich laut Gehrman die analytische Vorgehensweise von Ngũgĩ wa Thiong'o in seinen Memoiren *Detained: A Writer's*

Prison Diary (1981) von Wole Soyinkas Selbstbetrachtung in *The Man Died: Prison Notes* (1972), und diese wiederum von Ken Saro-Wiwas *A Month and a Day: A Detention Diary* (1995), in dem letzterer seine Geschichte als repräsentativ für seine Volksgruppe der Ogoni darstellt. Die Gegenüberstellung zeigt den Facettenreichtum des Genres, dient aber auch der Einordnung des*der jeweiligen Autor*in – und insbesondere als verwertbarer Denkanstoß für eigene Arbeiten zum jeweiligen Werk.

Das letzte Unterkapitel zur postkolonialen afrikanischen Autobiographik ist der Autobiographik in Südafrika gewidmet, die Gehrman vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart verfolgt. Gehrman folgt der These, dass Apartheid und Minderheitenregime ein verlängerter Arm des Kolonialismus waren (123). Insofern greift sie hier auch wieder auf ihre vorigen Anmerkungen zur Gefängnisliteratur zurück. Auch autobiographische Texte weißer Südafrikaner*innen werden hier berücksichtigt. Grundsätzlich erfolgt eine weitere Unterteilung in Autobiographik während der Apartheid und Post-Apartheid-Autobiographik. Auffällig ist die gelungene Inkontextsetzung der jeweiligen Schrift in ihren referenziellen Zeitraum und die politischen und sozialen Geschehnisse jener Zeit in kurzen, aber ausreichend informativen Schlaglichtern.

Kapitel 4 beschäftigt sich mit Transzendenz – wo kann Autobiographik die Grenzen des Geschriebenen überschreiten und sich in anderen Medien weiterentwickeln? Anhand zweier Beispiele – V.Y. Mudimbes *Les corps glorieux des mots et des êtres* als Beispiel für die Verwendung von Fotografie in Autobiographien, und *Ken Bugul – Personne n'en veut* als dokumentarfilmischer Aufarbeitung von Ken Buguls autobiographischem Gesamtwerk – erarbeitet Gehrman Möglichkeiten und Grenzen der Über- und Aufarbeitung von Autobiographien in anderen Medien. Vor allem die Wechselwirkung Buch – Fotografie wird gelungen herausgearbeitet, der Mehrwert einer filmisch-dokumentarischen Biographieerweiterung hervorgehoben. Wo Gehrmanns Schreiben sonst durch die Masse an Beispielen zuweilen schier erschlagend wirken kann, bleibt ihr hier nur ein kleiner Korpus zur Betrachtung – es geht in diesem Fall nicht um die Verbreitung und das Gewicht des Subgenres, sondern um die Möglichkeiten, die die Transzendenz über das Schriftliche hinaus bieten kann; um eine kultur- bzw. literaturwissenschaftliche Feldstudie.

Auch Kapitel 5 berührt die Thematik der Weiterentwicklung: den Schritt von der Post-Kolonialität in die Post-Post-Kolonialität. Entlang fünf thematischer Achsen – Sprache, Klasse, Bildung, kollektives Trauma, *nation-building* und Post-Nation, Panafrikanismus und (Post-)postkolonialer Autorschaft zeichnet Gehrman den Umriss der post-postkolonialen afrikanischen Moderne in der Autobiographik,

der sich in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher abzeichnet. Zwei Autoren – Ngũgĩ wa Thiong'o und Binyavanga Wainaina, dienen ihr als vorrangige Kontrastobjekte: der eine ein Gigant der postkolonialen Literatur, der andere Vorreiter eines neuen selbstreferenziellen Schreibens, das sich weniger mit nationalen Themen und Präskriptionen befasst als vielmehr mit sich selbst und der eigenen Position in der Welt.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass Gehrmanns umfassendes, detailreiches und gut recherchiertes und reflektiertes Werk vielseitig verwendbar ist: zum Einen sicher zum tieferen Verständnis der Arbeiten der behandelten Autor*innen, aber auch als Geschichtsüberblick der Autobiographik in Afrika und als Leitfaden zur Einordnung nicht behandelter Werke in das Gesamtgenre; zum Anderen bietet es eine sinnhafte Unterteilung des Genres in einige Subgenres.

Die unterschiedlichen geographischen Schwerpunktsetzungen in den Kapiteln – West- und Zentralafrika im Großteil des Buches, Südafrika in einem Subkapitel und Ostafrika erst im letzten Kapitel – mag Gehrmanns geographischen Forschungsschwerpunkten in ihrem gesamten akademischen Schaffen entsprechen, allenfalls ist die völlige Auslassung nordafrikanischer und die Vernachlässigung ostafrikanischer Autor*innen zu bedauern.

Nach der Lektüre von *Autobiographik in Afrika* bleibt nur, Gehrmann als nimmermüde Dauerleserin zu bestaunen – die schiere Menge an referenzierten Werken zeigt ihre Hingabe an das umfassende Verständnis dieses Genres, das sie auch gelungen weiterzugeben weiß.